

Katharina Stein: Der Rest ist Schweigen

Die Stadt ist hier eine andere. Mehr New York oder London als Berlin, mit Glasfassaden, die das reflektierte Licht der Spree zurück in den Himmel werfen, mit pompösen Firmenlogos und sandsteinfarbenen Bürobauten, die entlang der Hauptstraße Spalier stehen. Musik weht vom Mercedes-Platz und erinnert daran, dass hier Arbeit und Vergnügen behaupten, deckungsgleich zu sein, dass hier der Ort des Fortschritts und der Visionen ist. Dass hier Berlin ein bisschen *cosmopolitan* ist, ein bisschen *progressive*, ein bisschen dem Rest der Welt voraus.

Ich halte oft auf eine Pizza an, da, wo sich die Mauern und Parkplätze zu einer weitläufigen Flussterrasse öffnen, wo Straßenmusik zum Konzert wird im imposanten Licht der untergehenden Sonne, wo die Jungen und Erfolgreichen sitzen, mit Startupjobs, getrimmten Bärten und knallbunten Lidstrichen und mit Pronomen auf den Firmenausweisen, die sie vergessen haben, abzunehmen. Sie sind ohnehin zur zweiten Haut geworden.

Ich bin nicht wie sie. Aber Blick, Musik und Pizza ziehen mich in ihren Dunstkreis. Ich fange Fetzen ihrer englischen Gespräche auf, über Rols und Marketingkampagnen, über möbliertes Wohnen und den nächsten Trip nach Barcelona, über *conscious living* und *sustainability*, mit etwas im Ohr, das irgendwann einmal ein Nirvana-Song gewesen ist.

Die Geschichte, die mich mit diesem Ort verbindet, lässt mich nicht los. Ein alter Jazzsong, mit Synthesizer und E-Gitarre in die Gegenwart gezerrt, hält die Erinnerungen wach.

Vielleicht ist es Zeit, zu erzählen, von mir und von den anderen, von dem, was uns erst zusammengebracht, dann zersplittert hat.

Ich klappe meinen Laptop auf; das leere Word-Dokument flackert vor mir und wiegt schwer auf meinen Knien.

Die Worte wollen nicht heraus. Ich kann noch immer nicht die Wahrheit sagen, auch nach all der Zeit nicht. Ich gehe die gleichen Wege, esse die gleiche Pizza, und doch kann ich eines noch immer nicht aussprechen: *Wir sind alle schuldig*.

Also werde ich stattdessen eine Geschichte schreiben, mit falschen Namen und falscher Würde. Wir wollten allen anderen voraus sein, waren besessen und ruhelos, ohne die Konsequenzen zu begreifen. Wenn ich eine Geschichte schreibe, kann ich uns Sinn geben.

Langsam löse ich die Fäuste von den Kanten des Laptops, strecke die Finger Richtung Tasten, berühre die ersten Buchstaben.

Es beginnt an einem Sommerabend.

Es beginnt an einem Sommerabend. Der Beton atmet Hitze aus und die Menschen quetschen sich zusammen auf den wenigen Schattenplätzen der Cafés, schwitzige Rücken an die Fensterrahmen gelehnt, geeisten Kaffee in den Händen. Nur so lässt es sich ertragen, wenn die Schwüle eine Glocke über die Stadt legt und die Menschen niederdrückt, die Bewegungen schwer und den Geist träge macht.

Der Mann ist erst in diesem Sommer nach Berlin gekommen, doch das sieht man ihm nicht an. Alles an ihm passt sich an, passt sich ein in die Welt, die er betreten hat: Sorgfältig unsorgfältige Frisur, Markensonnenbrille, Leinenhemd, Fixie. Er weiß, wohin er geht, weiß, in welche Szene er gehört. Er kennt die richtigen Clubs und die passenden Cafés, weiß, wo er Anglizismen und Ironie in seine Sprache streuen muss.

Seine Zielstrebigkeit lässt ihn sicher durch den Strom der Menge schwimmen, hin zu einem Restaurant in einer